

...Die da sterben, wenn sie lieben

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 6

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748099>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

. . . Die da sterben, wenn sie lieben.

Drama in einem Akt.

Von F. D. Schmid.

Personen:

Dr. Friedrich Werner.
Mathilde, seine Frau.
Dr. Karl Neumann, Advokat.
Jakob, ein Fischer.
Franz, Diener.

Elegant eingerichtetes Arbeitszimmer. Rechts vorn ein Schreibtisch. Hinten eine größere, links eine kleinere Türe.

Am Schreibtisch Doktor Werner. Er hat den Kopf in die Hand gestützt und starrt düster vor sich hin. Nach einer Weile klingelt er. Franz erscheint in der Tür.

Werner: Haben Sie Herrn Dr. Neumann meine Karte überbracht?

Franz: Jawohl, Herr Doktor.

Werner: Was hat er darauf geantwortet?

Franz: In einer halben Stunde wird er vorbeikommen. (Es klingelt.)

Werner (schaut auf die Uhr): Sollte er schon da sein? — Sehen Sie nach. (Franz ab. Nach einer Weile kommt er zurück.)

Werner: Nun, was ist?

Franz: Der Fischer Jakob steht draußen, Herr Doktor. Er will Sie sprechen.

Werner: Ich habe jetzt keine Zeit. Er soll ein andermal wiederkommen. — Übrigens, was will er?

Franz: Ich weiß nicht, Herr Doktor. Er trägt ein Paket in der Hand. Im See hätt' er was gefunden, sagt er.

Werner (dreht sich mit einem Ruck herum, hastig): Im See?! (Nach einer Pause) Führen Sie ihn herein. (Der Diener ab. Werner sieht gespannt nach der Tür.)

Jakob (tritt ein. Er trägt ein Paket in der Hand, dessen Umschlag von grauem Packpapier an verschiedenen Stellen durchnäht ist. Er sieht sich überall um, wo er das Paket ablegen könnte, getraut sich aber nicht und behält es in der Hand).

Werner: Guten Tag, Jakob! Was bringst du?

Jakob: Wünsch' recht schön guten Morgen, gnä' Herr und daß es der gnä' Frau gut gehen möcht' laßt meine Frau sagen und — —

Werner (ungebuldig): Ja, ja, ist schon recht, Jakob. — Franz sagte, du hättest im See was gefunden.

Jakob: Stimmt schon, gnä' Herr. Wie i heut' früh 'naus g'fahren bin zur kleinen Insel, die der gnä' Herr schon kennt, und g'meint hab' 'nen guten Tag zu haben weil das Wetter heut' gut ist, was denkt der gnä' Herr, was i g'fangen hab'. Nicht ein' Schwanz hab' i g'fangen, gnä' Herr, gar nix, parduh nix und — —

Werner (sich zur Ruhe zwingend): Aber Jakob, ich will ja nicht wissen, was du nicht gefangen hast. Was du im See gefunden hast, sollst du mir sagen.

Jakob: Kommt schon, gnä' Herr, kommt schon. No, wie i da also nit g'fangen hab' so bin i 'nüber g'fahren gegen den Seespiß zu, wo der frühere gnä' Herr von der gnä' Frau — Gott hab' ihn selig — das Unglück g'habt hat beim Segeln und wo man bis heut' die Leich' noch nicht g'funden hat. Und wie i da so rudere und ins Wasser schau', da seh' i im Wasser aufs mal neben mir — —

Werner (hat den Fischer erregt am Arm gepackt): Seine Leiche?

Jakob (nimmt, während er spricht, gemächlich den Papierumschlag vom Paket weg): Na, na, nit die Leich'. Aber wie i ins Wasser schau' schwimmt da der Hut neben mir im Wasser und i denk i müßt meinen Aug'n nimmer trau'n, wenn das nit der Hut vom verstorbenen gnä' Herr ist. Und richtig, wie i 'n 'raus g'fisch' hab', hab' i g'seh'n, daß es der Hut vom ertrunkenen gnä' Herrn ist, den er immer beim Segeln aufg'habt hat (er streckt Werner einen von der Nase ganz formlos gewordenen weißen Panama-Strohhut mit einem auffallenden rot und gelben Band entgegen).

Werner (wie vor dem Hute zurückweichend): Sein Hut!

Jakob: Nit wahr, stimmt scho, gnä' Herr. Und weil jetzt doch der Hut noch 'rauf kommen ist, so hab' i mir denkt, wenn man nochmals suchen tät', so würd' man jetzt vielleicht die Leich' doch noch —

Werner (auffahrend, rauh): Nein, das will ich nicht! Ich verbiete dir jedwedes Nachforschen aufs Strengste, Jakob. Auf keinen Fall will ich, daß nochmal gesucht wird. Niemals! Nie! Hast du gehört!

Jakob (betreten): No jo, i hab' halt denkt, es wär' der armen Seel' schon z'gönnen, wenn sie wie a rechter Christenmensch in geweihte Erd käm' und nicht von den Fischen aufg'fressen würd'! So hab' i denkt und —

Werner (sich beherrschend): Gewiß, du hast ja schon recht, Jakob. Aber siehst du, es ist wegen — es ist wegen meiner Frau. Wenn man jetzt hinterher ihren ertrunkenen, ersten Mann doch noch findet, dann wird das ganze Unglück wieder lebendig vor ihr — dann lebt sie all das Traurige nochmals durch, und das würde ihr nicht gut tun. Du weißt ja, daß sie schwer herzleidend ist.

Jakob: No jo, i versteh' schon, daß die gnä' Frau sich wieder aufregen tät'.

Werner: Siehst du. Und deshalb bitte ich dich, nicht mehr nachzuforschen. (Er entnimmt dem Schreibtisch einen Geldbetrag und händigt ihn dem Fischer ein.) Und dann sage auch niemanden etwas davon, daß du den Hut gefunden hast.

Jakob: Dank recht schön und wie's der gnä' Herr wünscht. Empfehl' mich, gnä' Herr, empfehl' mich. (Er macht einige unbeholfene Verbeugungen und geht hinaus. Werner starrt mit verschränkten Armen und finstern Gesicht stetsfort auf den Hut. Plötzlich fährt er zusammen und lauscht nach der Türe links. Er will nach dem Hut greifen, zuckt aber im nächsten Moment wieder zurück. Er blickt sich suchend im Zimmer um, ergreift von einem Nebentisch eine kleine, grüne Decke und wirft sie über den Hut.)

Mathilde (erscheint in der Türe. Große, schlanke Figur mit dunklen, schwermütigen Augen und einem Ausdruck von verhaltener Angst im Gesicht): Guten Morgen, Frik.

Werner: Guten Tag, meine Liebe. (Er küßt sie auf die Stirne. Mit gespielter Gleichgültigkeit) Schon so früh auf? Du änderst ja ganz deine Gewohnheiten! Ist dein Herz wieder schlechter?

Mathilde (gepreßt): Es ist nicht schlimmer als sonst. Aber ich konnte nicht mehr schlafen, als du aufgestanden warst.

Werner: Das kommt vom langen Ausbleiben gestern abend. Und dann solltest du auch keinen weißen Wein trinken. Er tut dir nicht gut.

Mathilde (leise): Es war nicht dies, was mich nicht schlafen ließ.

Werner (läßt sich in einen Stuhl fallen und schlägt die Beine übereinander): Nun, dann wird es eben sonst was gewesen sein. Hast du schwer geträumt?

Mathilde: Ich nicht.

Werner: Nun?

Mathilde: Aber du.

Werner: Ich? Wieso ich?

Mathilde: Du hast im Schlaf gesprochen.

Werner (fährt auf): Ich — ich hab' im Schlafe gesprochen? Aber das ist doch gar nicht möglich, daß — —

Mathilde: Gewiß hast du gesprochen. So laut sogar, daß ich erwacht bin —

Werner (in fliegender Angst): Und du hast's gehört?

Mathilde: Natürlich. Ich war ja wach.

Werner (wie oben): Und was hab' ich denn gesprochen? Etwas Gleichgültiges natürlich. Was man so im Schlafe spricht. So rede doch! Du mußt's ja wissen.

Mathilde (angstvoll): Friß, was hast du? Du bist ja ganz bleich geworden.

Werner: Nichts habe ich! Aber so sage doch endlich was ich gesprochen.

Mathilde: Ich bitt' dich, sei doch nicht so aufgereggt. Du machst mir ja Angst.

Werner: Nein, nein, du siehst, ich bin ja ganz ruhig.

Mathilde: In der Nacht hörte ich dich plötzlich laut aufstöhnen und einige Worte sprechen. Ich erwachte darob. Plötzlich sahest du neben mir im Bett auf. Dein Gesicht war furchtbar verzerrt. Dann sagtest du — nein, du schrieest es förmlich — du wolltest das Segel nicht loslassen und — —

Werner: Und? — — —

Mathilde: Ja, dann fiellst du auf einmal wieder in die Kissen zurück, murmeltest noch ein paar Worte und drehtest dich auf die andere Seite.

Werner (erleichtert aufatmend): Und sonst nichts?

Mathilde: Ist das nicht genug? Es war schrecklich, dich anzusehen, wie du mit aufgerissenen Augen ins Leere starrtest. Ich konnte bis zum Morgen kein Auge zutun und zitt're jetzt noch an allen Gliedern, wenn ich daran denke.

Werner: Aber Kind, wer wird sich denn wegen eines bösen Traumes gleich so ängstigen.

Mathilde: Es ist nicht nur dieser böse Traum und diese Nacht, was mich beunruhigt.

Werner: Was hast du denn noch? Ich lasse es dir doch hoffentlich an nichts fehlen?

Mathilde: Es liegt nicht an etwas, was mir fehlt. Du selbst bist nicht mehr der Gleiche wie in der ersten Zeit unserer Verheiratung.

Werner (lacht gezwungen): Nun bin ich aber neugierig, was du Neues an mir entdeckt hast.

Mathilde: Versuche nicht, die Sache ins Lächerliche zu ziehen. Du mußt es ja selbst fühlen. Glaubst du, ich sehe nicht, wie du stundenlang vor dich hinbrütest und dann auf einmal, wie vor etwas Unsichtbarem, Gefahrdrohendem, zusammenfährst. Nirgends hast du mehr Ruhe. Vom Schlafzimmer gehst du in den Salon, vom Salon in dein Arbeitszimmer, und unaufhörlich höre ich dich da in meinem Boudoir nebenan auf- und abgehen wie ein gefangenes Tier im Käfig.

Werner: Aber, hör' mal — —

Mathilde: Nein, nein, es ist schon so. Ich weiß, es drückt dich etwas. (ihm die Arme um den Hals legend) Ich bitte dich, Friß, sag' mir, was es ist. Ich habe ein Recht, es zu wissen. Ich bin doch deine Frau.

Werner: Du irrst dich. Bestimmt, Liebes Kind! Mir fehlt nichts.

Mathilde: Du weichst mir aus, Fritz. Ich muß bald glauben, daß du mich nicht mehr liebst.

Werner: Aber Mathilde, wie kannst du nur so etwas sagen! — Ich gebe es ja zu, ich bin nervös in der letzten Zeit. Meine Arbeit geht nicht so rasch vorwärts, wie ich es gehofft habe, und das ärgert mich und macht mich reizbar. Aber das ist doch etwas rein Außerliches.

Mathilde (ernst): Das ist es eben nicht, Fritz. Etwas Außerliches ist das, was dich bedrückt, nicht.

Werner: Was sollte es denn sein?

Mathilde: Es kommt von innen heraus, Fritz.

Werner (dreht sich rasch um und schaut seine Frau forschend an): Wie kommst du darauf?

Mathilde: Weil die Angst, die du innerlich fühlst, auch auf mich übergegangen ist.

Werner: Ich verstehe dich nicht.

Mathilde: Hast du nie davon gehört, daß Menschen, die sich so recht innig lieb haben, die ganz ineinander aufgehen, daß deren Seelen nach und nach so fein gegeneinander abgestimmt werden, daß jede Veränderung in der einen sofort in der andern fühlbar wird? Nicht mit der Deutlichkeit des gesprochenen Wortes, gewiß nicht. Nur wie eine leise Ahnung zuerst. Aber diese Ahnung schwillt und schwillt bis — — —

Werner (in steigender Unruhe): Bis — — —?

Mathilde: Bis die Seele ganz erfüllt ist davon. Und dann braucht es nur mehr ein Wort oder eine Geberde, bis die Wahrheit offenbar wird. Bis der dünne Nebel, der sie noch verhüllt, zerreißt.

Werner (erregt): Und solchen Phantasiegebilden kannst du im Ernst nachhängen?

Mathilde: Es ist kein Phantasiegebilde, Fritz. Vor drei Monaten etwa, ist es zum ersten Male über mich gekommen. Eine leise, unbestimmte Angst nur, die bald wieder verschwand. Aber sie kam wieder und immer stärker und stärker. Und nun hängt es beständig über mir, wie etwas Furchtbares, etwas entsetzlich Drohendes, und ich fühle, daß ich ihm nicht mehr entinnen kann.

Werner: Aber Kind, du bist ja krank.

Mathilde (schüttelt traurig den Kopf): Nein, ich bin nicht krank. Aber du bist nicht mehr wahr gegen mich, Fritz. Ich weiß, daß es dich so stark bedrückt, wie mich. Noch viel stärker. Denn sonst hättest du ja die Veränderung an mir schon lange sehen müssen. Aber das ist es: Es hat deine Seele schon so vollständig gefangen genommen, daß du für nichts anderes mehr ein Auge hast.

Werner: Aber das ist ja alles nur krankhafte Einbildung von dir.

Mathilde: Nenn's wie du willst. Ich weiß, daß es wahr ist.

Werner (geht mit großen, erregten Schritten auf und ab. Nach einer Weile zögernd): Und . . . womit glaubst du, daß diese . . . deine . . . Angst zusammenhängt?

Mathilde: Bestimmt kann ich's nicht sagen. Aber ich glaube — ich glaube es hängt mit dem plötzlichen Tode meines ersten Gatten zusammen.

Werner (zuckt zusammen und wendet sich, um seine Erregung zu verbergen, dem Fenster zu).

Mathilde (schaut ihm mit kummervollem Blicke nach): Du antwortest nicht?

Werner (ohne ihr das Gesicht zuzuwenden, langsam, als müßte er jedes Wort suchen): Ich denke darüber nach, was die Ursache deiner unbegründeten Angst — nein, laß' mich reden — deiner unbegründeten Angst sein könnte, und ich glaube, daß — ich meine — —

Mathilde: Was meinst du?

Werner (erleichtert): Ich glaube, daß es die Nachwirkungen deiner ersten, unglücklichen Ehe sind, die so beängstigend auf dich einwirken. Diese Ehe hat deine Seele krank gemacht, und nun leidest du eben an Wahnvorstellungen.

Mathilde: Jetzt? Aunderthalb Jahre nachdem er — tot ist?

Werner: Warum nicht? Bleiben nicht gerade quälende Eindrücke oft ein ganzes Leben lang in der Seele haften? Gibt es nicht Wunden, die nie vernarben?

Mathilde: Vielleicht hast du recht, und ich quäle dich umsonst. Schau, es ist ja auch nur die Angst, daß ich dich wieder verlieren könnte, jetzt, wo das Leben für mich so hell und sonnig geworden ist. Daß sich etwas Dunkles, Feindseliges zwischen uns drängen könnte und unser Glück wieder zerstören.

Werner: Du Liebe, du. (Er nimmt sie in seine Arme und küßt sie lange, während sie die Arme ungestüm um seinen Hals schlingt.) Sei doch nicht so furchtsam. Du hast ja gewiß nicht den geringsten Grund dazu. (Nach einer Weile) Du mußt mich jetzt einen Augenblick allein lassen, liebes Herz. Dr. Neumann wird jeden Moment hier eintreten.

Mathilde: Was will er denn?

Werner: Ich habe ihn gebeten, herzukommen.

Mathilde: So früh schon? (Der angstvolle Ausdruck tritt wieder in ihr Gesicht.) Warum so früh?

Werner: Ich habe mit ihm zu reden.

Mathilde: Was ist es? Darf ich es nicht wissen?

Werner (in gemacht leichtem Tone): Geschäftssachen, die dich gewiß nicht interessieren. (Er küßt sie nochmals.) Bitte, geh' jetzt. Du brauchst Ruhe. Und dein armes, furchtsames Herz noch mehr.

Mathilde (leise): Leb' wohl. (Ab.)

Werner (schaut ihr nach, bis sie in der Türe verschwunden ist. Sein Gesicht verliert die gespielte Gleichgültigkeit und nimmt den finstern Ausdruck von früher an. Mit einem kurzen Aufstöhnen läßt er sich in einen Sessel fallen und verbirgt das Gesicht in den Händen. Der Körper scheint wie von unhörbarem Schluchzen geschüttelt.)

(Es klopft.)

Werner: Herein.

Doktor Neumann (tritt ins Zimmer. Kleine, untersekte Gestalt, mit lebhaft blinzelnden Augen und frischem, rotem Gesicht): Guten Morgen, mein Lieber! Du hast nach mir geschickt.

Werner (nickt müde): Guten Morgen!

Neumann: Was machst du denn für ein griesgrämiges Gesicht. Man könnte ja glauben, du wollest dein Testament machen.

Werner (ernst): So etwas will ich schon, ja.

Neumann (schaut ihm betroffen ins Gesicht): Aber geh', laß doch solche Spässe.

Werner (wie oben): Es war mir im Leben gewiß nie weniger ums Spassen zu tun als gerade heute.

Neumann: Ja, was ist denn los?

Werner: Bitte setz' dich.

Neumann (setzt sich).

Werner: Willst du dir eine Zigarre anzünden? — nein, diese hier sind besser.

Neumann: Danke. (Er sieht Werner erwartungsvoll an.)

Werner (weicht seinem Blicke aus und schaut ins Leere. Dann steht er auf und streckt Neumann beide Hände entgegen): Was ich dir jetzt mitteilen werde, das sage ich dir, als meinem treuesten Jugendfreund. Und als solchen bitte ich dich, es als dein tiefstes Geheimnis zu bewahren. Auch dann, wenn vielleicht die Umstände ein Reden notwendig machten und ich selbst vielleicht nicht mehr die nötigen Aufschlüsse geben kann. Nicht wahr, das versprichst du mir?

Neumann: Ja natürlich, natürlich! Aber was ist's denn nur? Du machst einem ja ganz Angst.

Werner (geht zum Seitentischchen, nimmt den Hut, den der Fischer gebracht hat und wirft ihn vor Neumann auf den Tisch): Kennst du diesen Hut?

Neumann (steht erstaunt auf): Das ist ja der Hut, den der verunglückte Mann deiner Frau immer beim Segeln trug!

Werner: Ja, das ist er.

Neumann: Wie kommst du dazu?

Werner: Der Fischer Jakob hat ihn heute im See aufgefischt.

Neumann: Merkwürdig; jetzt, nach so langer Zeit! Und sonst hat er nichts bemerkt? Wäre es nicht möglich, daß neuerliche Nachforschungen jetzt ein besseres Resultat haben würden, als die frühern?

Werner: Du meinst, daß man jetzt vielleicht — daß man den Leichnam doch noch finden würde?

Neumann: Vielleicht! Ich weiß zwar nicht einmal, ob ein Körper, der so lange im Wasser gelegen hat, überhaupt noch zum Vorschein kommt. Aber nachforschen könnte man ja auf jeden Fall.

Werner (langsam und mit Nachdruck): Das habe ich dem Fischer Jakob strenge verboten.

Neumann: Ja, warum denn? Dazu mußt du doch einen Grund haben.

Werner (schwermütig): Den hab' ich — leider!

Neumann: So erkläre mir doch —

Werner: Sofort. (Er steht auf und sieht nach, ob alle Türen geschlossen sind.) Bitte, willst du dich nicht wieder setzen?

Neumann (setzt sich).

Werner: Du weißt, daß der verstorbene Mann meiner Frau und ich uns auf der Universität kennen lernten und bald eine leidliche Freundschaft schlossen.

Neumann: Natürlich erinnere ich mich. Ich war damals wegen dieser neuen Freundschaft sogar eine Zeitlang recht eifersüchtig auf dich. Aber ich sah bald, daß nichts Tieferes dahintersteckte.

Werner: Nein. Zu Tieferem war er nicht der Mann. Und dann war er auch zu brutal und hatte zu wenig Gemüt. Nach Abschluß meiner Studien ging ich dann einige Jahre ins Ausland und verlor ihn aus den Augen, bis ich dann hierher zog, wo ihr beide lebtet.

Neumann: Gewiß. Aber das ist mir ja alles bereits bekannt.

Werner: Verzeih', wenn ich etwas weit aushole. — Ihr hattet euch unterdessen beide verheiratet. So war es ganz natürlich, daß ich als Junggeselle viel bei euch verkehrte.

Neumann: Du willst wohl sagen, viel bei ihnen. Denn auf mich und meine Frau traf es doch damals nur in sehr beschränktem Maße zu. — (Werner macht eine Bewegung.) Nein, nein, es ist schon so. Wir haben es dir auch gar nie übel genommen. Gott, wir sahen ja wohl, daß dort ein viel stärkerer Magnet dich anzog.

Werner: Klatschte man nicht damals in der Gesellschaft, ich machte Mathilde den Hof?

Neumann: Ja, so was erzählte man sich.

Werner: Die Narren! Was heißt das, den Hof machen? Einer Frau auf gut Glück ein paar schöne Lügen sagen, die um so eher geglaubt werden, je dicker sie aufgetragen sind.

Neumann: War es mehr?

Werner: Hundertmal, tausendmal mehr. Ach, was sage ich? Es läßt sich ja gar nicht ausdrücken, was wir damals gefühlt haben. Sie und ich.

Neumann: Du willst doch damit nicht sagen, daß du mit deiner jetzigen Frau schon zu Lebzeiten ihres ersten Mannes ein Verhältnis gehabt hast?

Werner (nickt): Doch, etwas der Art war's schon.

Neumann (steht auf): Wie?

Werner: Aber nicht das, was alte Tanten und Klatzbasen darunter verstehen. — Sag' mal, hast du nie ein Ideal gehabt? Wie du jung warst, zum Beispiel?

Neumann: Gewiß hatte ich das. Welcher junge Mensch hat das nicht. Aber damals war ich ein jugendlicher Schwärmer. Später habe ich dann dieses Ideal völlig vergessen, und meine Frau sieht eigentlich ganz anders aus, als das Bild, das einmal in meiner Phantasie von ihr gelebt hat.

Werner: Schön. Aber nun gibt es Menschen, die können nicht vergessen. Wohl nehmen Zeit und wachsende Erkenntnis dem Bilde viel von seinem Glanz, mit dem die Träume unserer ersten Jugend es umgeben. Wohl wird es der Erde nähergerückt und thront nicht mehr hoch über allem Irdischen in reiner, schlackenloser Höhe. Viel fällt von ihm ab, aber der Kern bleibt doch. Das Innerste, Heiligste, das vermag keine Macht der Welt wegzunehmen. Und je mehr es zu dir heruntersteigt, um so tiefer, inniger mußt du es lieben. Desto mehr streckt deine Sehnsucht die Arme darnach aus. Verstehst du das?

Neumann: Nicht ganz. Aber ich verstehe, daß man so empfinden kann. Daß Menschen wie du so etwas nachhängen können.

Werner: Ja, siehst du! Und nun denke dir, ich komme hierher. Nachdem ich durch die halbe Welt gereist war und nichts in mir zurückgeblieben war, als Überdruß und Ekel. Ich hatte vielerlei Erfahrungen gemacht mit Frauen. Gute und schlechte. Aber keine hatte etwas Bleibendes in mir zurückgelassen. Keine war darunter, mit der ich hätte mein Innerstes teilen mögen. Und die schmerzliche Gewißheit stieg in mir auf, daß ich ein Narr war mit all meinen Träumen vom Einswerden zweier Seelen. Daß mein Ideal nur in meiner Einbildungskraft lebte und nie Wirklichkeit werden würde. Dann kam ich hierher.

Neumann: Und sahst Mathilde.

Werner: Ja. Nun beginnst du zu verstehen, nicht wahr?

Neumann: Es ist nicht mehr schwer. In ihr schienst du dein Ideal zu sehen.

Werner: Es schien nicht bloß, es war auch.

Neumann: Und warst du dir dessen gleich vom ersten Augenblick an bewußt?

Werner: Siehst du, das war eben das Merkwürdige. Du erinnerst dich des Abends noch, da wir alle zusammen saßen, um meine Heimkehr zu feiern, wie ihr es nanntet. Damals sah ich Mathilde zum ersten Male. Und wie ich ihr so am Tisch gegenüber saß, da war mir auf einmal, als blühe in meinem Innern etwas nie erlebt Schönes empor. Ein wunderbarer Garten voller Blumen und Sterne und schwellender Früchte. Ich fühlte gleichsam wie Stengel um Stengel emporwuchs und Kelch um Kelch sich öffnete und einen Duft von ruhiger, stiller Schönheit um sich sprühte. Und es war nichts Rohes, Stürmisches, Leidenschaftliches dabei. Es war ein stilles, unaufhaltsames Blühen und Werden, bis es mein ganzes Wesen erfüllte.

Neumann: Ich erinnere mich jetzt, daß du an jenem Abend sehr still warst.

Werner: Ich war wie im Traum. Ich mußte nur immer die junge Frau mir gegenüber ansehen, mit den abgrundtiefen, schwermütigen Augen und dem leisen Zug von Leiden im Gesicht.

Neumann: Und glaubst du, daß sie das gleiche fühlte wie du?

Werner: Aehnliches wenigstens. Sie hat es mir dann später gestanden. So etwas ist ja wohl immer gegenseitig.

Neumann: Dachtest du denn nicht daran, daß Mathilde die Frau eines andern war?

Werner: In der ersten Zeit nicht. Ich ging ja umher wie ein Träumender. Dann aber kroch es mit einem geradezu körperlichen Schmerz in mir auf, daß diese Frau nie mir gehören würde. Daß ich ihr erst dann begegnen mußte, als sie für mich für immer verloren war. Kannst du dir das ausdenken: Die halbe Erde hatte ich durchstreift, immer mit dieser glühenden Sehnsucht im Herzen. Und nun ich deren Erfüllung vor Augen hatte, da zerschellte im Angesicht der Küste der Kahn, der mich an das selige Ufer hätte bringen sollen. Da lag's vor mir und doch so weit, daß kein Steg und keine Hoffnung die Kluft zu überbrücken vermochte. Es war fürchterlich, daran zu denken.

Neumann: Sprach't ihr — ich meine Mathilde und du — damals von eurer Liebe?

Werner: Nie ein Wort. Aber es brauchte ja keiner Worte. Es war manchmal nur ein Blick, ein Lächeln, eine Bewegung. Aber darin lag alles. Unser Verhältnis war ja auch so still und rein, wie es nur sein konnte. Deswegen ahnte ja Mathildens Mann auch garnichts davon. Nur in der Gesellschaft, wo ja der Klatsch immer am schönsten blüht, fing man an zu flüstern und zu deuteln, weil ich so viel im Hause meiner jekigen Frau verkehrte.

Neumann: Du sahst dann bald, daß sie in ihrer Ehe nicht glücklich war.

Werner: Leider nur zu bald. Ihr erster Mann hatte ja schon zu unserer Studienzeit immer einen brutalen Zug an sich gehabt. Statt sich zu mildern, hatte sich das nun noch verstärkt. Ich sah, daß er seiner Frau gegenüber ein Rohling war. Daß er sie grob und rücksichtslos behandelte und sie auch kalt lächelnd betrog. Heute mit einer Dirne, morgen mit irgend einer Kokette aus der Gesellschaft.

Neumann: Sie war wohl zu fein für ihn und auch zu tief.

Werner: Ja! Und nun so zusehen zu müssen, wie er sie mißhandelte und herunterwürdigte, zusehen zu müssen, wie sie litt und doch alles schweigend ertrug. Und nicht helfen zu können, obgleich sie, wenigstens innerlich, längst mir gehörte. Ich sage dir, ich war manchmal wie wahnsinnig vor Wut und Empörung. Ich war oft nahe daran, mich auf ihn zu werfen und ihn ins Gesicht zu schlagen. Und ich fing an, ihn zu hassen, mit einem Haß, wie er sich glühender nicht denken läßt.

Neumann: Du mußt Grauensvolles durchgemacht haben in dieser Zeit.

Werner (wie von Ekel geschüttelt): Reden wir nicht mehr davon. — Es kam dann der Tag, an dem man nach einem stürmischen Gewitterabend sein Segelboot umgestürzt im Wasser liegen fand. Und von der Leiche keine Spur.

Neumann: Du empfandest diesen plötzlichen Tod gewissermaßen als eine Erlösung. Vielleicht auch als eine Art von Vergeltung.

Werner (langsam und jedes einzelne Wort betonend): Ja, aber diese Vergeltung war — ich.

Neumann (springt auf und schaut Werner entsetzt ins Gesicht): Was sagst du?

Werner (nickt): Die Wahrheit.

Neumann: Du — du hast ihn getötet, sagst du? Ja, bin ich verrückt oder bist du's!

Werner: Keines von beiden! (Mit müder, klangloser Stimme.) Bitte, setz' dich. Ich will versuchen, zu Ende zu kommen.

Neumann (setzt sich kopfschüttelnd): Wie ist denn so etwas nur möglich?

Werner: Du wirst es gleich erfahren. Als ich an jenem Tage, an dem das Unglück geschah, zu Mathilde kam, hatte sie ganz verweinte Augen. Sie wollte mir zuerst nicht sagen, was ihr fehle. Auf meine inständige Bitte aber gestand sie mir endlich, daß ihr Mann wegen einer Kleinigkeit sie auf die brutalste Weise behandelt und zuletzt sogar geschlagen hätte. Meine Empörung kannte keine Grenzen. Ich mußte an die Luft, weil ich sonst vor Wut zu ersticken glaubte. Planlos lief ich gegen den See hinunter. Dort sah ich Mathildens Mann beim Bootshaus in seinem Segelboot sitzen. Mit kurzem Gruß und abgewandten Gesicht wollte ich an ihm vorüber. Ich fürchtete, mich nicht mehr beherrschen zu können. Aber er rief mich an und fragte, ob ich nicht mit ihm fahren wolle. Du hättest ihm versprochen zu kommen und ihn nun im Stiche gelassen.

Neumann: Ich wurde durch eine geschäftliche Inanspruchnahme abgehalten. Als meine Frau und ich nachher von dem Unglück hörten, dankten wir dem Himmel, daß es sich so gefügt hatte.

Werner: Ich wollte zuerst nein sagen. Aber etwas Unwiderstehliches in mir trieb mich geradezu ins Boot hinein. Es gibt wohl Dinge in der Welt, die wir tun müssen, ob wir wollen oder nicht.

Neumann (zweifelnd): hm, das weiß ich nicht — Und dann fuhret ihr zusammen auf den See hinaus?

Werner: Ja. Vorher deutete ich noch auf die dunklen Gewitterwolken, die sich am Horizonte zusammenballten. Er lachte nur. Ob ich mich fürchte, meinte er spöttisch. Da bin ich stillschweigend niedergesessen. Er saß am Steuer. Ich hielt das Seil. Wir waren bald so weit draußen, daß wir das Ufer kaum mehr sahen. Auf einmal erhob sich ein starker Wind. Ich konnte nicht früh genug loslassen und —

Neumann (erregt): — Das Boot schlug um.

Werner: Nein! Aber es legte sich so stark auf die Seite, daß es bereits Wasser faßte. „Wir müssen doch umkehren“, sagte er. Ich sah ihm zu, wie er ruhig das Steuer regierte und dann wieder breitspurig dafuß in seiner brutalen Kraft. Wir flogen förmlich dem Lande zu. Der Wind wurde immer stärker, der Himmel dunkler. Auch in meinem Innern wurde es immer finsterner. Ein Gedanke flog mir zu, ich weiß nicht woher: „Wenn nun das Boot umschlüge — vielleicht —

Neumann (erwartungsvoll): — Vielleicht? —

Werner: — käme — nur einer — wieder herauf.“

Neumann: Und das überlegtest du so ruhig?

Werner (den Kopf schüttelnd): Überlegen? Ruhig? Nein! In solchen Augenblicken überlegt man wohl kaum. Was mir da in wirrem Chaos durch den Kopf schoß in wenigen Sekunden, ich glaube, es war mein halbes Leben. Nur dieser Gedanke, dieser eine verfluchte Gedanke war's, der einen flüchtigen Moment lang aufzuckte. Dann verwirrte sich alles wieder in mir. Wie dunkle Schleier lag es über meinen Sinnen.

Neumann: Seltsam!

Werner (das Folgende in steigender Hast. Während des Sprechens erhebt er sich und stützt sich schwer mit der einen Hand auf den Tisch): Ein gewaltiger Windstoß brauste heran. „Laß das Seil los!“ schrie er. Ich wollte es tun, aber wie mit eisernen Klammern hielten meine Hände es fest. Er war aufgesprungen und starrte mir ganz entsetzt ins Gesicht. „Bist du verrückt geworden“, schrie er, ließ das Steuer fahren und wollte mir das Seil

aus der Hand reißen. Vor meinen Augen schwamm es rot. Ein kurzes, erbittertes Ringen, er taumelte, fiel — in diesem Augenblicke schlug das Boot um.

Neumann (trocknet sich den Angstschweiß von der Stirne): Herrgott im Himmel! — Ja und dann? Was geschah dann?

Werner (schweratmend): Ich kam bald wieder herauf. Neben mir im Wasser lag Kieloben das Boot. Sonst sah ich nichts. Ohne mich umzuschauen, schwamm ich dem Lande zu, das in der immer mehr zunehmenden Dämmerung kaum mehr sichtbar war. Trotz der schweren, nassen Kleider schwamm ich fast ohne Müdigkeit. Endlich hatte ich das Ufer erreicht.

Neumann: Und vom Unglück hat niemand etwas bemerkt?

Werner: Nein. Der Regen goß jetzt in Strömen, und dann war es ja auch schon zu dunkel dazu. Ich ging nach Hause, ohne jemanden zu begegnen. Niemand hatte mich ins Boot steigen sehen und alles übrige hatte keine Zeugen. Das andere weißt du ja.

Neumann: Herrgott, ich bin noch ganz wie gerädert.

Werner (blickt, das Gesicht in den Händen verborgen, vor sich hin).

Neumann (geht eine Weile im Zimmer hin und her. Vor Werner stehen bleibend): Wie ist dir denn nachher zu Mute gewesen? Namentlich als du dann Mathilde heimführtest?

Werner (gequält): Ja, das ist es eben. Siehst du, im Anfang fühlte ich wohl hin und wieder so eine Art von Gewissensbissen in mir aufsteigen. Aber dann lag ich mir allerlei vor. Von gerechtem Gottesurteil und ähnlichem. Mit dem kam ich wohl eine Weile über die Sache weg. (Mit schwermütigem Lächeln.) Und als ich dann Mathilde heimführte, gab es sogar eine Zeit, wo ich so glücklich war, wie ein Mensch nur sein kann auf der Welt. (Aufstehend, mit finsternem Gesicht.) Aber die Schuld läßt sich nicht aus einer Seele fortflügen, wenn sie einmal begangen ist.

Neumann: Hm! Schuld? Schuld? Ich frage mich, ob man in diesem Fall überhaupt von Schuld sprechen kann?

Werner: Was meinst du damit?

Neumann: Sagtest du nicht vorhin, du hättest das Seil loslassen wollen, aber nicht gekonnt? Und es sei wie Schleier über deinen Sinnen gelegen? Du hast also, wie wir Juristen sagen würden, in einem Zustand verminderter Zurechnungsfähigkeit gehandelt.

Werner: Was nützt mir das?

Neumann (eifrig): Und dann hast du ja nichts weiteres getan, als eine arme, unschuldige Frau, deren Seele bereits im Sterben lag, von ihrer Not erlöst. Wäre er nicht untergegangen, dann sie um so sicherer bei ihrer Veranlagung.

Werner (lacht verzweifelt auf): Schön, sehr schön! Glaubst du, das alles hätte ich mir nicht selbst tausendmal gesagt? Aber was nützen mir alle diese schönen Ausflüchte? Sie klingen an mein Ohr, wie Worte aus wesenlosen Lauten gefügt. Ich höre sie wohl, aber da, wo ich stehe, hat ihr Sinn aufgehört zu existieren. An Menschenworten nicht, und nicht an Menschenakungen hängt das, was ich empfinde und was mich von des Lebens Schwelle hinwegzudrängen versucht. (Er macht einige Schritte vorwärts und preßt beide Fäuste auf die Brust). Da — da drinnen sitzt mein Richter, dem ich nicht zu entfliehen vermag, und wenn ich mich ins tiefste Innere der Erde hinein verkröche. — Und da drinnen sitzt auch noch was anderes!

Neumann: Was meinst du?

Werner: Vor etwa drei Monaten hat's angefangen. Zuerst nur auf Momente. Dann immer stärker, bis es mein ganzes Wesen ergriffen hatte.

Neumann: Sprichst du von Reue?

Werner (schweratmend): Von Reue, ja. Und von Vergeltung. Das gehört ja wohl zusammen. — Tag und Nacht habe ich keine Ruhe davor. — Immer wieder sehe ich seine taumelnde Gestalt — sein verzerrtes Gesicht — über dem die gierigen Wellen zusammenschlagen — (starrt im Laufe des Folgenden ins Leere, wie von einer Vision befangen, die sich zuletzt bis zum furchtbarsten inneren Erlebnis steigert). Und wenn ich hier am Schreibtisch sitze — oder anderswo — dann schleicht's plötzlich hinter mir — kommt den Wänden entlang herangekrochen — lautlos — wie ein Dieb — hieher zu meinem Stuhl — richtet sich auf an mir — greift nach mir — mit feuchten, klebrigen Händen — packt mich — da — da — an der Brust — am Hals — würgt mich — (in grauenvoller Angst aufschreiend) Hilf mir — ah (er bricht über dem Schreibtisch zusammen).

Neumann (legt ihm beruhigend die Hand auf die Schultern): Frix!

Werner (fährt auf, verstört): Was will —. Ach du — bist's! —

Neumann: Laß dich doch von diesen Stimmungen nicht so unterkriegen. Wehr' dich dagegen! Es ist ja gewiß schwer, aber —

Werner (finstern): Das ist noch nicht das Schlimmste.

Neumann: Nicht das Schlimmste? Was steckt denn noch mehr dahinter?

Werner: Das Furchtbare ist, daß mein Zustand auch auf meine Frau übergegangen ist.

Neumann: Wie ist denn das möglich?

Werner: Weiß ich's? Sie hat mir heute gestanden, daß sie seit drei Monaten an unbestimmten Angstzuständen leidet, die immer stärker und stärker geworden sind.

Neumann: Also ungefähr so lange wie du:

Werner: Ungefähr, ja.

Neumann: Und wie erklärt sie sich diese Angstzustände?

Werner: Sie hat natürlich die Veränderungen in meinem Wesen wohl bemerkt. Und nun glaubt sie, daß, weil wir doch sonst sozusagen jeden Gedanken gemeinsam hatten, daß diese Angstzustände von mir auf sie übergegangen seien. Und das Grauenhafte ist, daß sie wohl recht hat.

Neumann: Aber sie weiß doch ums Himmelswillen nichts von der Wahrheit?

Werner: Noch nicht. Aber sie ahnt bereits, daß diese Zustände mit dem Tode ihres ersten Mannes in Verbindung stehen. Es hängt nur noch an einem Faden, daß sie die volle Wahrheit erfährt. Heute nacht habe ich im Schlafe bereits davon gesprochen.

Neumann: Und sie hat's gehört?

Werner: Ja. Aber glücklicherweise nicht genug. Denke dir nur, wenn sie erfahren würde, daß der, den sie über alles liebt und hochachtet, ein Verbrecher ist. Ein Mörder. Und noch dazu der Mörder ihres ersten Mannes! Morgen schon kann sie es erfahren. Vielleicht heute noch. (Entschlossen.) Aber das soll nicht geschehen.

Neumann: Was willst du tun?

Werner: Was mich mein Gewissen zu tun heißt.

Neumann: Du willst dich den Gerichten anzeigen?

Werner: Du verstehst mich falsch. Damit wäre ja nichts gewonnen.

Neumann (erschrocken): Du denkst doch nicht — —

Werner (nißt): Doch, ich denke daran.

Neumann (erregt): Aber das ist ja der helle Wahnsinn. Das gebe ich auf keinen Fall zu.

Werner: Ich muß es tun.

Neumann: Muß! Muß! Warum nicht gar! Für jeden vernünftig denkenden Menschen bist du ganz einfach unschuldig.

Werner: Das redete ich mir früher auch ein. Aber heute glaube ich nicht mehr daran.

Neumann: Wieso?

Werner: Ich weiß heute bestimmt, daß ich die Tat begehen wollte — vielleicht sogar mußte. Wäre es nicht damals gewesen, dann wohl ein andermal. Aber tun mußte ich sie.

Neumann: Das hast du dir wieder mal so ausgeklügelt. Aber die Gründe! Sag mir doch nur einen einzigen vernünftigen Grund.

Werner (abwehrend): Gründe? Du fragst nach Gründen? Als ob jemals ein armer Mensch in die Tiefen herabzublicken vermocht hätte, wo die Wurzeln unseres Wollens und Handelns verborgen liegen. Wer löst die Rätsel des Lebens? Was wissen wir von uns? Was wissen wir von andern? Nichts! Aber es gibt Dinge, die liegen gewissermaßen in uns in den geheimsten Tiefen unseres unergründlichen Wesens. Und wenn das Schicksal es will, so müssen sie geschehen.

Neumann: Natürlich! Da sitzt ihr und spintisiert über alles Mögliche und braut euch in eurer Ueberspanntheit irgend etwas zusammen. Und dann bildet ihr euch ein, es sei wirklich so. Statt das Leben so zu nehmen, wie es ist. Einbildungen, behaupte ich, nichts als Einbildungen, deine ganze sogenannte Schuld und was du mir da alles sonst noch erzähltest.

Werner (ernst): Sind Dinge, die stärker sind als Tod und Leben, nur Einbildungen? Dann bist du, bin ich, ist die ganze Welt nichts als eine Einbildung.

Neumann: Ach was! Es ist jetzt wirklich nicht der Augenblick, tiefsinnige Gespräche zu führen. Ich behaupte einfach mit meinem gesunden Menschenverstand, du bist unschuldig. Und deswegen hast du auch kein Recht, dein Leben einfach so wegzuworfen. Du hast doch eine Frau! Und hast auch die Pflicht für sie zu leben!

Werner (wie schwankend): Meine Frau — Mathilde —. Doch nein! nein! Wenn sie es erfährt — wenn sie weiß — daß ich ihretwegen — Dann hält sie sich wohl gar noch für mitschuldig — (mit sich überstürzender Hast) Und dann — kommt es auch über sie — das furchtbare Gespenst! Und wenn wir zusammensitzen — wie sonst, in der Dämmerung — oder des Nachts — wenn wir nicht schlafen können vor sinnloser Angst — dann kommt's wieder herangekrochen aus dem Dunkel — auf uns beide zu — nicht nur auf mich allein — greift nach uns mit den verfluchten, weißen Fingern — und keine Rettung dann — für beide nicht — keine Zuflucht — nicht bei ihr und nicht bei mir — und — (leise, mit einer Stimme, in der Qual und Vorwurf sich mischen). Bist du mein Freund und verstehst nicht, daß ich nicht weiter leben kann! Nicht weiter leben darf!

Neumann (ratlos, suchend): Nun, ja! Aber ich kann — ich kann doch nicht zugeben, daß du wegen dieser krankhaften Einbildungen einfach aus dem Leben gehst. (Mit wiedergewonnener Sicherheit) Und ich gebe es auch nicht zu.

Werner: Was willst du tun: Tausend Wege gibt es die vom Leben in den Tod führen, und du vermagst kaum an einem Wache zu halten.

Neumann (zuckt mitlos mit den Achseln)? Es nützt alles nichts. Dir ist weder zu raten noch zu helfen.

Werner (leise): Siehst du nun endlich ein, daß ich sterben muß? Daß ich so nicht weiter leben kann?

Neumann: Deswegen also ließeest du mich rufen.

Werner: Ja. Um dich zu bitten, dich meiner armen Frau anzunehmen, wenn ich nicht mehr bin. Ich meine nicht geschäftlich, da habe ich alles Notwendige bereits geordnet. Aber wenn sie verzweifeln sollte, wenn sie nicht weiß, wo ein und

aus, dann sag' du — (mit erstickter Stimme) dann sag' ihr, ich hätte nicht anders handeln können. Weil ein schweres Schicksal auf mir gelastet habe, das Schicksal, daß ich sie zu sehr liebte. Das wird der Wahrheit keinen Abbruch tun und doch mein Andenken nicht trüben.

Neumann (sehr bewegt): Armer Freund! Dein Wille soll mir heilig sein. Darauf kannst du dich verlassen.

Werner: Vielen Dank, mein Freund. Und nun, leb' wohl! (Er nimmt Hut und Mantel vom Kleiderständer.)

Neumann: Was hast du vor?

Werner: Den Weg gehen, den jener andere hat gehen müssen — durch meine Schuld.

Neumann: Wie? Heute schon?

Werner: Du hast ja gesehn, daß ich keine Zeit zu verlieren habe.

Neumann: Ohne Abschied von deiner Frau?

Werner: Es ist besser so. Bleib' du da und bereite sie vor. (Er wirft den Mantel um.) — Leb' wohl.

Neumann: Leb' wohl!

(Werner ab. Neumann tritt ans Fenster und schaut hinaus. Nach einer Weile wird die Türe links hastig aufgerissen, und Mathilde tritt in fliegender Angst ins Zimmer. Das Folgende in kurzen, abgerissenen Sätzen.)

Mathilde: Wohin ist mein Mann — durchs Fenster sah ich — ihn allein fortgehen. — Und — Sie — bleiben — da?

Neumann: Aber ich bitt' Sie, gnädige Frau, beruhigen —

Mathilde (wie wahnsinnig): Nein — sagen Sie mir wohin mein Mann ist. Es geht etwas vor — etwas geschieht. Er ist fort — allein! — (Wie von einem furchtbaren Gedanken geschüttelt.) Wohin — ist er?

Neumann (blickt schweigend zu Boden).

Mathilde: Wie — Sie haben Tränen! (Aufschreiend.) Er kommt — nicht zurück.

Neumann (wendet sich wortlos ab).

Mathilde: Warum haben — (Sie erblickt den Hut auf dem Tisch und fährt zurück. Im Augenblick ist ihr alles klar. Ihre Augen erweitern sich unnatürlich. Das Gesicht wird totenbleich.) Das also — — — ist's! (Sie zuckt zusammen, fährt mit der Hand nach der Brust und sinkt von einem Herzschlag getroffen zu Boden.)

Neumann (hinzuspringend und sich über sie beugend): Um Gotteswillen, gnädige Frau! Was ist Ihnen?

Mathilde (wie im Traum, mit ersterbender Stimme): Fritz — ich — komme zu dir. (Sie stirbt.)

Neumann (erschüttert): Sie ist gestorben — mit ihm. Nun sind sie doch vereinigt geblieben. (Nach einer Weile.) Glücklicher, armer Freund!

Vorhang

